Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Hinweis auf deutsche Bücher

Im Karl Rauch-Verlag, Leipzig, sind zwei Bände Schriften Josef Hofmillers erschienen, die man dankbaren Herzens empfangen darf. Der erste, „Versuche", ist als Erweiterung eines früheren Schriftenbandes anzusehen und zeigt auf schönste Weise des Verfassers heisse Liebe zur Kunst, die ihn darin den Romantikern verwandt scheinen lässt. Die „Versuche" bezeugen den Willen einer Generation, aber einer sehr belasteten, der Hofmiller zum Lichte und zur Erkenntnis verhelfen will. Um die Jahrhundertwende sind die vorliegenden Kritiken geschrieben worden, und sie haben schon heute einen dokumentarischen Charakter, ja, man könnte sagen, dass die kritische Kraft Hofmillers oft eine seherische war, die wir heute erst ganz zu begreifen vermögen. Von den frühesten kritischen Versuchen an war Hofmillers Bemühung darauf gerichtet, das Gültige vom Zufälligen zu scheiden, das zeitlich Bedingte am Bleibenden zu messen, so dass etwa eine Würdigung von Gorkis „Nachasyl" 1903 mit dem Satze enden konnte: „Szenen aus der Tiefe? Darauf — pfeifen wir! Gebt uns Szenen aus der Höhe!" Das erst laut klingende Wort Hofmillers verliert sich rasch. In seinen Musikkritiken ist er still horchend und zart charakterisierend. Schon meisterlich sind und auch hier mit dem festen Ziele, die Dekadenz zu überwinden, die Essays über Nietzsche (1902 und 1903), die zum Besten gehören, was die Nietzsche-Kritik hervorgebracht hat. Wundervoll wägend, gegen die Missverständnisse aus allen Seiten wehrend, ist der Aufsatz „Nietzsches Testament", in dem eine mutig klare, im Unterton leidenschaftliche, in der Formulierung stilvoll stolze Zeichnung einer Generation, das ist der um 1870 Geborenen, enthalten ist. „Der Philosoph, der diese Jüngeren am nachhaltigsten angeregt hat, ist Friedrich Nietzsche. Sie sehen schlechterdings nicht ein, an wen sonst sie hätten anknüpfen sollen, wenn sie auch seinen Vorgängern die Ehrfurcht nicht versagen. Seinen Ansichten unbedingt zu glauben oder zu folgen, fällt ihnen nicht im Traume ein. Aber sie verehren in ihm den letzten bedeutenden Denker seit Schopenhauer." Diesem Denker hat Hofmiller einen zweiten Stein gesetzt, indem er ihn von einer menschlichen Seite schaute, in seiner Freundschaft mit Rohde. Der Aufsatz „Nietzsche und Rohde" ist durch das Erscheinen des Briefwechsels zwischen den beiden angeregt worden. Er deckt die Spannung zwischen den Freunden auf, die angefangen hatten wie Wackenroder und Tieck, in seligem Glauben des einen an den andern. Hofmiller deutet mit dem feinsten Takt, der immer sein eigen war, wie Rohde in Amt und Ehe sein Feuer verlor, während Nietzsche in die letzten Einsamkeiten schritt, vor denen Rohde sich fürchtete, vielleicht deswegen,

weil er sich nicht mehr entwickelte. Hofmiller stellt die Geschichte der Freundschaft und ihres Konfliktes so dar, dass aus dem persönlichen Fall das Typische erkennbar wird, nämlich „der Antagonismus zwischen dem hochbegabten und gemütvollen Fachmenschen und dem Philosophen. Dem einen ist die Philosophie ein Jugenderlebnis voll feinen Duftes, dem andern Inhalt des ganzen Lebens, das Leben selbst... Dass beide ihr Gegensätzliches erkannten, zu versöhnen suchten, wo es nichts zu versöhnen gab: das ist das Tragische und Ergreifende." Hofmiller ist Nietzsche kein posaunender Verkünder, aber ein schicksalempfindlicher Versteher in einer Zeit, die es am allerschwersten hatte, das Phänomen Nietzsche über Wagnergeist und Naturalismus und Dekadenz hinaus zu begreifen.

Man liebt Hofmillers „Versuche", die u. a. Maeterlinck gelten und Emerson und Fogazaro, um des Adels willen, mit dem sie konzipiert sind, eines Adels, dem Freimut eigen ist und Unbestechlichkeit im Glauben an deutschen und europäischen Geist, kurz jene unbedingte Haltung, die sich letztlich auf Sicherheit des künstlerischen Bewusstseins stützt und alles Urteilen vom Verurteilten so fern hält wie von der Unbescheidenheit geschwollenen Lobpreisens. So dass bereits im frühen Schriftstellertum Hofmillers die Sprache ihren gemässigt ausgewogenen Fluss hat, die ihr erhalten blieb und Hofmiller immer kostbar macht.

Der andere Band ist ein „Revolutionstagebuch 1918/19"; er enthält Aufzeichnungen vom August 1918 bis zum Juli 1919, umfasst also die Novemberunruhen und die unglückselige Periode der Münchner Räterepublik Kurt Eisners. Es ist erstaunlich, wie sicher Hofmiller, nicht der Kritiker, sondern der frei beobachtende Staatsbürger die Ereignisse erlebt und beurteilt hat. Er ist kein Literat wie Eisner, der Revolution „aus dem Geiste" machen wollte; er ist einfach ein kluger Mann, der die Zeit aus ihr selbst und ihren Exponenten erfasst hat. Er, Hofmiller, kennt einen Volksgeist, weil er dem Volke zugehörte; darum konnte er die Unpopularität des Umsturzes aus der scheinbar simplen Tatsache ablesen, dass die bayrische Revolution stumm war, kein Lied hatte. „Dass eine Bewegung, die nicht singt, wirklich aus dem Volk stammt, das glaubt kein Mensch, der 1914 miterlebt hat." Man erkennt den Standpunkt, von dem aus Hofmiller das politische Treiben einschätzt: was ist ihm eine Revolution, eine neue Staatsform, wenn nicht ein Ringen um vaterländische Herzgüter die Zielsetzung bestimmt? Manchmal trifft er sarkastisch die bodenlose Hilflosigkeit der Umstürzler, die einem geschwächten Bürgertum nur leere Reden und halbwüchsige Burschen auf den Hals jagen können, vom Volk sprechen und kein Volk sind. „Eisner tut sich viel zu gut auf die Unblutigkeit seiner Revolution. Als ob nicht die meisten Revolutionen mit idealen Redensarten angefangen hätten! Die Ostersonntagsochsen, die ich am Karsamstag in italienischen Kleinstädten sah, waren auch alle mit Blumen geschmückt, ihre Hörner vergoldet und die weisse Haut mit blauen Ornamenten bemalt." Hofmiller hat nicht so sehr unter den unzulänglichen Pröbeleien der bayrischen Sansculotten

gelitten wie unter dem Verlust der nationalen Würde. Er gibt viele Beispiele, darunter folgendes: „Neulich in der 6. Klasse fragte ich das Grammatik-Stück ab, in welchem unter anderm vorkam nommez d'autres villes de France. Vergnügt nannte ein Teil der Klasse Strassburg und Metz, wie wenn sie einen recht guten Witz machten. Ein französischer Schüler würde sich lieber die Zunge abbeissen." Die Anekdote zeigt den Quell von Hofmillers Trauer. Sein Mut, die Dinge erkennen zu wollen, liess ihn die materielle Not der Zeit ertragen, die er registrierte, ohne zu klagen. Der Ton der Aufzeichnungen ist herb, gelegentlich durch Humor aufgehellt, aber ohne jedes Lachen. Woher hätte das Lachen kommen können, wenn eine Notiz lauten musste: „Abends im Hofbräukeller. Die alten Stammgäste nehmen sich, um trotz der Beleuchtung (wie ein Heiliges Grab) ihre Zeitung lesen zu können, Lichtstümpfchen mit, Wachsstöcke und dergleichen. Es sieht gespenstisch aus, wie ein Märchen von Grimm, wo jedes Lichtlein ein Menschenleben bedeutet." So erlebte Hofmiller das Märchen von Deutschlands trübster Zeit.

Hofmillers Schriften haben eine wesentliche Gültigkeit für die Geschichte des Geistes. Denn ob nun der feinste deutsche Essayist die Grundlagen der Epoche prüft oder ob er die härteste Realität betrachtet: immer ist Hofmiller eine so klare Persönlichkeit, dass sie souverän genannt werden darf.

Carl Helbling.

Georg Jenatsch

Als sich der damals im achtzehnten Lebensjahre stehende „Georgius Jenatius" 1614 im Zürcher Lektorium das geistige Rüstzeug eines künftigen Kanzelredners aneignete, um sich, seiner Familientradition gemäss, zu einem evangelischen Prädikanten auszubilden, spendete sein Professor dem äusserst intelligenten und hochbegabten Engadiner massloses Lob: *„Gloria, Jenati, iuvenum sophiaeque medulla . . ."* (Jenatsch, du Ruhmesstern der Jugend, du Krone der Weisheit . . .)

Und ein scheinbar prophetisch begabter Schulkamerad, Georg Wiezel, sang ihm die schmeichelnden Worte, wenn er sich nicht täusche, so werde Jenatsch einst der Ruhm und das grosse Licht seines Vaterlandes werden: *„Ni fallor, patriae es futurus olim nostrae gloria lumen atque magnum."*

Aber nicht nur diese schmeichelnden Stimmen, sondern auch eine, ihm von einem Astrologen ins Gesicht geworfene Bemerkung sollten sich erfüllen: *„Iste homo morietur morte violenta."* Dieser Mann wird eines gewaltsamen Todes sterben!

Dank der grossen, gewissenhaften Arbeit Alexander Pfisters[1]) löst sich dieser Jenatsch, schon zu seinen Lebzeiten eine viel umstrittene Persönlichkeit, aus dem Nebel mythischer Unsachlichkeit hervor und

[1]) Georg Jenatsch, sein Leben und seine Zeit. Verlag Benno Schwabe und Co. 1938.

taucht in seiner ganzen historischen Grösse und Problematik vor unserem geistigen Auge auf. Die Aktualität dieses Pfarrers, Diktators, Konvertiten, Verräters, Helden und Patrioten ist unverkennbar. Dennoch vermeidet Pfister — sich nur an die Historie haltend — jedwede Beziehung zur Moderne. Und es ist gut so: mag sich der Leser anhand der heute wohl am erschöpfendsten Auskunft gebenden Biographie Pfisters selbst ein Bild anfertigen und die geistigen Brücken zur heutigen Zeit schlagen.

In klaren Zügen zeichnet Pfister das äusserst verwickelte politische Geschehen der damaligen Zeit, und, immer wenn es beginnt interessant zu werden, sehen wir Jenatsch, den „Bündner Tell", wie er wohl zu Unrecht geheissen wurde, aus dem Strudel der Geschehnisse auftauchen und bestimmend in das Schicksal seines Landes, ja ganz Europas eingreifen.

Seit ihrer Entstehung hatte die Schweiz die verantwortungs- aber auch ehrenvolle Aufgabe im Leben der europäischen Völkerfamilie, Hüterin, und im Notfalle Verteidigerin der für die Lebensinteressen ihrer Nachbarn und darüber hinaus ganz Europas so wichtigen Alpenpässe zu sein. Ist es heute aber die Schweiz als Ganzes, der diese Aufgabe zufällt, so waren es im 17. Jahrhundert vor allem die drei Bünde, in deren Mitte sich, wie das Kreuz im Schweizer Wappen, diese Pässe ausbreiteten. Die katholischen Mächte rüsteten zum Vernichtungskampfe gegen den deutschen Protestantismus, und so wurde es für Spanien-Oesterreich zur Lebensfrage, sich die Pässe durchs Veltlin und Bünden zu sichern. Frankreich aber, das namentlich unter Heinrich IV die venezianische Politik unterstützte, war seit jeher ein alter Bundesgenosse Rhätiens und der evangelischen Städte der Eidgenossenschaft und suchte dementsprechend seinen Anspruch auf die Pässe geltend zu machen.

Für Bünden hiess die Lebensfrage nun, den Angriff Spanien-Oesterreichs auf seine Pässe abzuwehren, und — im Schutze Frankreichs — seine Freiheit zu bewahren. Der Konflikt konnte so nicht ausbleiben, und die innere Gespaltenheit der Bündner durch die Glaubensfrage bot den Grossmächten fruchtbaren Boden zum Aussäen ihrer diplomatischen Intriguen. Wollte Bünden heil aus dem Kampfe kommen, so musste es selbst bei der Aufziehung dieser Intriguensaat mithelfen und einen Mann finden, der sich nicht scheute, über Leichen und gebrochene Verträge ohne jede Gewissensbisse hinwegzuschreiten. Jenatsch war der rechte Mann zur rechten Zeit.

Aus einer langen Reihe evangelischer Prädikanten stammend, wurde Jenatsch zunächst selbst zum feurigsten Vertreter seines Glaubens und scheute sich nicht, von der Kanzel herab Aufruhr zu stiften um schon als Pfarrer dem Worte durch die Tat Nachdruck zu verschaffen. Sein massloses Treiben rief den Bürgerkrieg hervor und feuerte die Spanier zu jenen grausamen Veltlinermorden an. „Genatzius dasz gottlosz maul, aerger denn ein fisch, der da faul" sah nun die Zeit gekommen, die Bibel mit dem Schwerte zu vertauschen. Zunächst tauchte er unter Mansfeld und Tilly in das Gewoge des dreissig-jährigen Krieges unter

und wandte sich erst 1624, als in Frankreich Richelieu ans Ruder kam, wieder dem Schicksale Bündens zu. Sein Verhältnis zu Venedig, das Zeit seines Lebens auf einer echten Zuneigung beruhte, vertiefte sich, als er sich der Interessenpolitik Richelieus bewusst wurde, und erst der „gute Herzog Rohan" vermochte sein Vertrauen für Frankreich wieder zu gewinnen. Richelieu jedoch war kein Rohan und wiederum sah sich Jenatsch durch Frankreich enttäuscht. Der Pakt mit dem Teufel, mit dem verhassten Spanien-Oesterreich war die einzige Rettung aus der Not. Jenatsch unterdrückte seine eigenen Sympathiegefühle, beging Verrat an Frankreich, schloss diesen Pakt und trieb die Franzosen samt Rohan aus dem Lande. In Jenatschs ehemaligem Freunde Guler fand Richelieu ein williges Werkzeug zur erneuten französischen Einmischung, und diesen Bestrebungen, wie einer nicht ganz abgeklärten Blutrache der von Planta fiel Jenatsch am 24. Januar 1639 zum Opfer. „N'est il pas vray qu'il estoit un méchant homme?" war der Dank des französischen Königs bei der Nachricht von Jenatsch's Ermordung. Das Bündner Volk jedoch baute auf dessen Werk von nun an seine ganze Politik auf, erlangte seine Freiheit wieder und gelangte zu einer langandauernden Friedensperiode.

„Er war in seinem Wesen eine seltsame Mischung von brutaler Kraft, Gewalt, Leidenschaft, mythischer Empfindung und Frömmigkeit" schreibt Pfister von Jenatsch. Und wirklich: als Prädikant vergötzte er die Macht als einzige Triebkraft seines Geschehens, war ein ausgesprochener Feind aller demokratischen Bestrebungen, trachtete nach der Errichtung einer theokratischen Diktatur des evangelischen Glaubens und betrachtete die Gerechtigkeit als eine Funktion von Macht und Gewalt. Der Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel und das von ihm selbst immer wieder betonte „Vivere e lasciar vivere" gingen in seiner ungewöhnlichen und imposanten Persönlichkeit eine seltsame Ehe ein, deren Frucht das unsichere Gefühl ist, das wir diesem Manne gegenüber empfinden.

Es ist vielleicht bezeichnend, dass C. F. Meyer bei seiner Jenatsch-Bearbeitung immer das Bild Bismarcks vor Augen schwebte. In vielem scheint er auch ein würdiger Schüler Machiavellis gewesen zu sein. — Seinen Uebertritt zur katholischen Kirche hat man wohl mit Unrecht als nur im politischen Interesse liegend verdächtigt. (C. F. Meyer!) Es sind uns genügend Beweise überliefert, dass er es mit seiner Konversion tief ernst meinte, und er selbst sah sie als eine Führung durch Gottes Gnade an. Auch wurde aus dem Saulus kein Paulus, wie es die Inschrift auf seinem Churer Grabmal irrtümlicherweise verkündet, denn nach seiner Konversion trat Jenatsch warm und bis zu seinem Tode für die Gewissensfreiheit ein. An die Stelle der brutalen Gewalt war eine tiefere Einsicht getreten, doch sein alter Trotz ist ihm geblieben. So schreibt er: „Mit Gottes Hilfe habe ich oft Teufel und Welt bezwungen. Ich werde sie noch ferner bezwingen, wenn auch meinen Feinden darob der Bauch platzt." Und einem Pater, der — nachdem Jenatsch schon zum Katholizismus übergetreten war — die Verfolgung der Protestanten gepredigt

hatte, hält er vor „di predicare una tale bestialità, indegnità, porcheria ..."

Jenatsch ist der Typus des Volksführers, dessen ganzes Leben seiner Heimat und deren Befreiung gilt, ohne sich um Recht und Leben anderer zu kümmern, aber auch ohne nur das Geringste mehr zu fordern als Freiheit und Unabhängigkeit seines Landes. Können wir seinen Auffassungen von Recht und Gewissen auch nicht zustimmen, so bewundern wir dennoch seine Liebe zur Heimat, die Weitherzigkeit seiner religiösen Auffassung und nicht zuletzt die Kraft und Beharrlichkeit, mit der er sein einmal gestecktes Ziel verfolgte. „Er wurde nicht gerächt, von niemandem beweint... Habet Abscheu vor diesem Verräter" heisst es in einem ladinischen Gedicht seiner Amtsbrüder. Die Nachwelt hat ihm ein schöneres Denkmal gesetzt, nicht zuletzt in dem Werke Pfisters.

Ein Vergleich mit der C. F. Meyer'schen Charakterisierung des Jenatsch drängt sich naturgemäss bei einer Betrachtung dieser Persönlichkeit auf. Dass der Zürcher Dichter unter der Last des geschichtlichen Stoffes beinahe zusammengebrochen ist, wird einem bei der Lektüre der Biographie Pfisters nur allzu klar und man steht bewundernd vor der Arbeit Meyers, der nicht nur den geschichtlichen Begebenheiten in vollem Masse Rechnung trug, sondern diese mit dichterischer Genialität in seinen Roman zu erhellen und zu vergeistigen wusste. Jenatschs Gestalt trotzt uns aus Meyers Dichtung ebenso mutig entgegen wie aus Pfisters Historie. **Arnold Künzli.**

Arthur Schopenhauer: Sämtliche Werke

Nach der ersten, von Julius Frauenstädt besorgten Ausgabe neu bearbeitet und herausgegeben von Arthur Hübscher. F. A. Brockhaus, Leipzig 1937.

Herausgeber und Verleger haben ein grosses Werk der Schopenhauer-Philologie unternommen: die Texte aller Werke des Philosophen werden mit peinlicher Genauigkeit durchgesehen, bereinigt und für wissenschaftliche Arbeit eingerichtet. „Schopenhauer hat der äusseren Form seiner Werke durchaus nicht die Sorgfalt angedeihen lassen, die man nach seinen Worten voraussetzen müsste,"... obwohl er noch zuletzt seinen Fluch über jeden aussprach, der bei künftigen Drucken seiner Werke irgend etwas daran ändere, „sei es eine Periode, oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstaben oder ein Interpunktionszeichen." Der Nachwelt, die ihn — wie er sicher annahm — lesen werde, legte er damit eine Verpflichtung zu philologischer Arbeit an seinen Texten auf. „Eine erschöpfende Vergleichung der Textfassungen der früheren Auflagen, die handschriftlichen Zusätze ihrer Handexemplare und der übrige handschriftliche Nachlass" ist, wie einer der früheren Editoren sagt, die nähere Umschreibung dieser Verpflichtung. Bisher hielt man sich wesentlich an die Ausgaben letzter Hand. „Ausser den Manuskriptbüchern und

Handexemplaren, mit deren Erschliessung sich die Editionsarbeit der vergangenen Jahrzehnte beschäftigt hat, besitzen wir eine Reihe von Handschriften Schopenhauers, die bisher völlig unbeachtet geblieben sind und heute zum ersten Male der Gestaltung des Textes mit zugrunde gelegt werden können." Wichtige Manuskripte, wie der 2. Band der „Welt als Wille und Vorstellung", grössere und kleinere Zusätze in der handschriftlichen Fassung der 2. Auflage der „Ethik" u.a.m. liegen vor. „Die Grundlagen für die Textkritik sind damit wesentlich verbreitert; mehr noch: Neben die sekundären Quellen, die in den Handexemplaren und Manuskriptbüchern vorliegen, Niederschriften also, die immer nur als Material für die Bearbeitung neuer Auflagen gedient haben, treten nun zum ersten Male die primären Quellen: die Manuskripte, die unmittelbar als Druckvorlage Verwendung gefunden haben." Damit, sagt Arthur Hübscher, sind „überhaupt zum ersten Male die Voraussetzungen für eine wirklich dem Sinne Schopenhauers entsprechende Textgestaltung" gegeben.

Die Reihefolge der Werke richtet Hübscher nicht lehrgerecht nach der bekannten Leseordnung Schopenhauers ein, sondern entwicklungsgeschichtlich in Anlehnung an den ersten Herausgeber Frauenstädt, dem er eine Ehrenrettung durch seine Polemik gegen Grisebach zuteil werden lässt, letzterer hatte Schopenhauers Leseordnung seiner Edition zugrunde gelegt, welche das Hauptwerk, die „Welt als Wille und Vorstellung" an den Anfang stellte und die anderen Werke anschloss. Das Pro und Contra möge man in Hübschers „Einleitung" im vorliegenden Band 1 der „Sämtlichen Werke" nachlesen; hier sei nur die Bemerkung gemacht, dass Hübschers Anordnung den modernen historisierenden Anschauungen mehr entspricht als jene Grisebachs.

Der Neuausgabe des grossen Pessimisten hat der Herausgeber ein „Lebensbild" von rund 100 Druckseiten vorangestellt, das mit dem hingebenden Fleiss eines alten Chronisten gearbeitet ist. Der neuesten Schopenhauer-Biographie Walther Schneiders (Bermann-Fischer Verlag 1937) erteilt Hübscher eine scharfe — u. E. nicht verdiente — Censur.

Das handliche Format der Bände, die Klarheit des Satzspiegels wie der gewählten Drucktypen müssen als vorbildlich bezeichnet werden.

Paul Schmitt.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60